

ESSAY

Schulen müssen eine Heimat sein

Wahre Bildung kann nur dort entstehen, wo Kinder sich angenommen und zu Hause fühlen. Ein Plädoyer für längeres gemeinsames Lernen

Von Reinhard Kahl



Hamburgs Erster Bürgermeister Ole von Beust wurde 1961 bereits mit fünf Jahren eingeschult. „Meine Eltern dachten, ich würde sonst wunderbar.“ Am Sonntag stimmen die Hamburger über die Schulreform seiner schwarz-grünen Koalition ab

Je geringer ihr Prozentsatz an Gymnasialisten, desto besser schneiden Bundesländer in bundesweiten Vergleichsuntersuchungen ab: Man reibt sich die Augen. Aber das ist ein Ergebnis der jüngst im Auftrag der Kultusministerkonferenz veröffentlichten Untersuchung der sprachlichen Kompetenzen von Neuntklässlern. Und das gleiche Ergebnis kam auch bei allen Pisa-Studien heraus. Die Ursache liegt natürlich nicht bei den Gymnasien. Überall erreichen Gymnasialisten die besten Ergebnisse. Aber die Schüler, die nicht aufs Gymnasium gehen, stehen in Ländern mit geringer Gymnasialquote besser da. Das gilt vor allem für Bayern und Baden-Württemberg.

Wie kommt das? In diesen Ländern haben sich weniger Verlierersubkulturen gebildet. Es war dort gewöhnlich keine Schande, nicht zum Gymnasium zu gehen. Eine Hauptschule, zumal auf dem Lande, war bisher für viele Menschen tatsächlich noch die Hauptschule und keine stigmatisierte Restschule. Und erstaunlich viele von denen, die nach der vierten Klasse nicht zum Gymnasium wechselten, fanden über die beruflichen Gymnasien ihren Weg in die Hochschulen. Das Schulsystem ist in diesen Ländern tatsächlich integrierter.

Man muss in diesem Zusammenhang daran erinnern, dass in den sozialdemokratischen Ländern und vor allem in den Stadtstaaten der Sturm auf die Gymnasien einsetzte, nachdem sie in den 70er-Jahren mit der Gesamtschule mehr oder weniger gescheitert waren. Die christdemokratischen Verfechter des dreigliedrigen Systems hielten die Hürden vor den Gymnasien dagegen hoch. Im Effekt wurde dadurch aber auch erreicht, das Selbstbewusstsein und die Leistungen der Schüler in den Haupt- und Realschulen auf höherem Niveau zu halten – und damit auch die Würde dieser Schulform.

Die Zeiten eines noch von ständischen Zugehörigkeiten zehrenden, bodenständigen Schulsystems sind inzwischen aber auch in München und Stuttgart vorbei und werden bald auch in Denkerdorf und Deggendorf Geschichte sein. Die Aufgabe von Bildungspolitik bleibt aber zu ermöglichen, dass Schulen Orte zum Lernen sind, die allen Kindern ein hohes Maß an Zugehörigkeit bieten. Denn Lernen verlangt Konzentration. Die Sachen selbst müssen wichtig und anziehend sein. Man möchte den alten Schleiermacher zitieren, der schrieb, dass man niemals die Gegenwart eines Kindes seiner vermeintlichen Zukunft opfern dürfe. Es geht darum, ganz wach, ganz bei sich und den Sachen der Welt sein zu können. Solche Lernatmosphären zahlen sich aus.

Es gilt, unser Schulsystem zu entneurotisieren. Und das ist auch der wichtigste Grund für längeres gemeinsames Lernen. Der heimliche Lehrplan einer Schule sollte nicht darin bestehen, dass die Kinder den Unterricht zum Sammeln von Karrierepunkten missbrauchen. So wird man nicht mal Karriere machen. Die Kinder sollten willkommen sein und herausgefordert werden. Sie sollen hören: Ihr könnt mehr, als ihr glaubt. Und nicht etwa: Aus euch wird nichts.

Nun ist es tatsächlich so, dass die meisten Eltern durchaus eine solche Schule wünschen. Sie erwarten dies am ehesten vom Gymnasium. Dass ihr Kind dann im Gymnasium auch reüssiert, betrachten sie als Elternrecht, zumal wenn sie zu denen gehören, die den auf zwei Milliarden Euro angewachsenen Nachhilfemarkt alimentieren können. Und so geht es auch im Hamburger Schulkampf tatsächlich weniger um die Ausweitung der bisher vierjährigen Grundschule zur sechsjährigen Primarschule als darum, ob das Gymnasium für die Eltern wie für die Politik das Maß aller Dinge bleibt. Ich erinnere daran: Je weniger das Gymnasium im Alltag dieses oberste Maß ist, desto besser die Ergebnisse. Lernen in der Schule wurde zu lange als die passive Seite von Belehrung verstanden, nicht als konstruktive Leistung aktiver Individuen, von denen keines wie ein anderes tickt. Man betrachtete Kinder, sobald sie eingeschult wurden, als leere Fässer, die zu füllen sind, und nicht als unterschiedlich geschliffene Prismen, in denen sich die Weltstrahlen jeweils anders brechen.

Mit dem Aufbruch von der alten Industriegesellschaft zu einer Wissens- und Ideengesellschaft gehört die Individualisierung des Lernens an die Spitze der Agenda. Es gilt also auch, Abschied zu nehmen von der pädagogischen Kolonne, die, um den Lehrplan zu erfüllen, im Gleichschritt durch die Schuljahre zieht – erst

noch ganz froh, dann immer müder. Gen Ende schließlich erinnert sie an einen Haufen Söldner, die von einer sich in Auflösung befindlichen Armee entlassen wird und Schwierigkeiten hat, sich im Leben zurechtzufinden. Schon länger ist ja das typische Nach-Abi-Ritual kein Trampen mehr in die Welt, sondern ein Besäufnis. Man denke nur an die Alkoholfeste von Abiturienten, die nach 13 Jahren Abgefälltwerden mit Schulstoff tagelang Fusel irgendwo an der Adria oder in Spanien in sich hineinlaufen lassen. Gemessen an dieser Konditionierung zum Hohlkörper klingt „Individualisierung“ fast nach Kulturrevolution.

Wie nötig sie ist, zeigt die verbreitete Haltung am Ende der langen Schulzeit. Eine im Auftrag der deutschen Bundesregierung erhobene Studie bezeichnet einen Großteil der Studierenden als labil und teilnahmslos. Sie seien davon überzeugt, weder ihre individuelle Karriere noch politische Entscheidungen wirklich beeinflussen zu können und sind dennoch auf eine verzweifelnde Weise „motiviert“. Einen ähnlichen Einbruch der Erwartungen hat die Konstanzer Forschergruppe bisher nur bei Jugendlichen ohne Berufsausbildung gefunden.

Der kanadische Ökonom und Managementtheoretiker Henry Mintzberg sieht eine Ursache der Finanzkrise in der Dressur auf kurzfristige Erfolge und der Konditionierung auf Außensteuerung. Das lasse das Urteilsvermögen verwahrlosen: Menschen wissen nicht mehr, was sie wollen, ob sie überhaupt selbst etwas wollen. Der Ökonom Samuel Bowles schreibt: „Explizite (äußere) Leistungsanreize zerstören gute Absichten.“

Was haben solche Auszehrungen mit den Ritualen in den Lehranstalten zu tun? Erweist sich nicht das angestregte Simulieren von Lernen, gesteigert zuweilen zu ekelhafter Lernbulimie, als Erosionskraft der Gesellschaft? Die Verschiedenheit der Kinder galt bisher nicht als Vorteil, aus dem es etwas zu machen galt, sondern als ein Defizit, das verschwinden sollte. Und weil diese Verschiedenheit nicht verschwinden will, wird sie verleugnet und maskiert und bleibt als Störung, als ein Problem, über das geklagt wird. Man stimmt das alte Lied von den „falschen Schülern“ an, die dort, wo sie sind, eigentlich nicht hingehörten. Die allzu große „Heterogenität“ wird zum Deckwort für Einzelkinder, Unterschicht, Hypermotorik und vor allem für den Migrationshintergrund. Lauter Wörter, die aus Individuen mit Namen bloße Exemplare von Problemlagen machen.

Individualität gelingt im Schutz einer vertrauensvollen Gruppe und einer schönen und verlässlichen Umgebung, nennen wir sie ruhig Heimat oder Gemeinschaft. Dieser Schutz ermöglicht Individuen das Wagnis, sie selbst zu werden. Umwege zu gehen, aus Problemen, dem Rohstoff jeder Biografie, etwas zu machen. Eine Umgebung, die mit dem Versprechen von Zugehörigkeit geizt, die gewissermaßen nach den blinden Passagieren sucht, die vom Schiff oder zumindest von Deck sollen, fördert Maskenbildung und nicht die Bildung.

Beim längeren gemeinsamen Lernen geht es nicht um eine „Einheitsschule“ als eine Art pädagogische LPG. Es geht um die Ermöglichung von Vielfalt in den Schülerbiografien. Und dazu werden Schulen gebraucht, die sich als lernende Institutionen selbst eine Biografie erlauben. Dann wird man irgendwann vielleicht nur noch von Schulen sprechen, nicht von Hauptschulen, Gymnasien oder dem Wortungetüm „Stadtteilschule“, die in Hamburg künftig für die Nichtgymnasialisten auf die Grundschule folgt.

Jede Schule hätte einen Namen – und das Recht und die Pflicht, ihren Schülern so wertehaltige Anchlüsse wie möglich zu verschaffen. Anchlüsse statt Abschlüsse. Viele Schulen mit Geschichte und alle mit Zukunft. Die Gymnasien, das müssten nun die Reformer noch kapieren, gehören dazu, sie sind für diesen Weg zu gewinnen. Kurz oder lang läuft es ohnehin auf ein Volksgymnasium hinaus. In bürgerlich geprägten Städten wie Göttingen haben Gymnasien bereits die 70-Prozent-Marke überschritten.

Der Autor ist Journalist und Filmemacher und wurde unter anderem mit dem Grimme-Preis und dem Civic-Preis ausgezeichnet. Zuletzt produzierte er die Kinodokumentation „Kinder! – Über das Lerngenie“

forum@welt.de

KOLUMNE



Maxeiner & Miersch

Das Sein und das Nichts

In dem alten deutschen Spielfilm „Das Spukschloss im Spessart“ rühren die Schlossgespenster einen Zauberkranke aus obskuren Zutaten an und singen dabei ein Lied mit dem schönen Refrain: „Die Hauptsache ist der Effekt!“ Um den Effekt der Homöopathie und darüber, ob Krankenkassen dafür bezahlen sollen, stritten sich diese Woche auch Politiker. Im 21. Jahrhundert diskutieren Parlamentarier ernsthaft über Wunderkräfte in Zuckerkügelchen. Was kommt als nächstes? Eine parlamentarische Anfrage zum Horoskop der Kanzlerin? Aura-fotografie in den neuen Personalausweisen? Wir sind auf alles gefasst.

Die Zahl der Homöopathie-Gläubigen steigt unentwegt. Schon über die Hälfte der Deutschen schluckt Kügelchen. Homöopathie ist ein Milliardenmarkt geworden. In Großstädten schreiben Apotheken „Allopathie“ auf ihr Ladenschild,

■ Wer zum Heilen keinen Wirkstoff braucht, braucht zum Diskutieren auch keine Information

wenn sie nicht nur Kügelchen, sondern auch Medikamente verkaufen. „Allopathie“ ist der abfällige gemeinte Ausdruck der Homöopathen für wissenschaftliche Medizin. „Die Hauptsache ist der Effekt“, argumentieren die, die befürworten, dass gesetzliche Krankenversicherungen die Behandlung mit Kügelchen erstatten. Ein Effekt – das ist unbestritten – stellt sich gelegentlich ein, wenn man Menschen mit Hokusopus verwirrt. Empfängliche Seelen brauchen solchen Ansporn, um die Selbstheilungskräfte zu mobilisieren. Diesen Placeboeffekt machen sich auch verantwortungsvolle Ärzte zunutze. Doch es ist ein Unterschied, ob man den Placeboeffekt bewusst benutzt, um zu heilen, oder ob man die Wissenschaft durch Magie ersetzen will. Wer das zulässt oder fördert, schadet kranken Menschen. Deshalb hat der SPD-Parlamentarier Karl Lauterbach recht, wenn er sagt, dass die Krankenkassen die Homöopathie „adelt“, wenn sie sie bezahlt. Denn viele Patienten glauben, dass die Kassen nur erstatten, was nachweislich hilft. Deshalb sollte Pseudo-Medizin nicht übernommen werden.

Die Kassen haben sich aber offenbar von dem Gedanken längst verabschiedet, dass sie den Patienten zu bestmöglicher Behandlung verhelfen sollen. Sie fühlen sich nur noch für Kostensenkung zuständig und argumentieren, dass die Zuckerkügelchen viel billiger sind als Medikamente. Unterstützt werden sie dabei von den Grünen. Deren Fraktionschefin Künast sagte: „Die pauschale Kritik an der Homöopathie verkennt, dass selbst die Schulmedizin in vielen Fällen auf die industrielle Nachahmung von Heilmitteln zurückgreift, die es in der Natur kostenlos gibt.“ Offenbar ist Frau Künast der Unterschied zwischen Arzneien aus Naturstoffen und Homöopathie unbekannt. Die einen enthalten Pflanzenextrakte, die anderen nichts als Zucker. Aber irgendwie konsequent: Wenn man zum Heilen keinen Wirkstoff braucht, braucht man zum Diskutieren auch keine Information.

forum@welt.de

LESERBRIEFE DIE WELT, Brieffach 2410, 10888 Berlin, Fax: (030) 2591-71608, E-Mail: forum@welt.de

Die Würde des Amtes

Zu: „Stilfragen sind wichtig“; WELT vom 13.7.

Der Kommentar drückt eindeutig aus, dass der Bundespräsident in einer Art „Hoppla, jetzt komme ich“ der Würde des Amtes nicht gerecht wurde. Wo waren seine Berater? Er hätte berücksichtigen müssen, dass auch für ihn die Lebensweisheit „Beim Ersten bist du frei, beim Zweiten nur noch Knecht“ gilt. Wie will er entsprechenden Anfragen/Anliegen anderer Organisationen künftig begegnen?

Wolfgang Ruth, Hilchenbach

Ich halte Ihre Einlassung, dass es jeder „gut verstehen“ könne, dass Jogi Löw vom Präsidenten unseres Staates das Bundesverdienstkreuz verliehen bekommt, für inakzeptabel. Abgesehen davon, dass der geschichtliche Moment unwillkürlich eine Parallele zwischen dem Tun eines hoch bezahlten Sportfunktionärs in Südafrika und der selbstlosen Tat Alois Brunners in

München herbeiführt, so müssen sich vor allen jene Millionen Frauen und Männer veralbert vorkommen, die Tag für Tag ihre Pflicht in diesem Staate tun und auf Gedeih und Verderb zur Erbringung von Leistung aufgerufen sind. Nichts anderes gilt auch für Herrn Löw, dessen Salär sicherlich im Einklang mit der Größe seiner Aufgabe steht. Das Gebahren unseres neuen Präsidenten ist bis zur Infantilität populistisch.

Hansjörg Goßmann, per E-Mail

Ihr Kommentar hat bei mir – trotz aller Wertschätzung für Sie – Kopfschütteln hervorgerufen. Welche Arroganz und Beckmesserei spricht aus Ihren Zeilen, in denen Sie dem Bundespräsidenten vorschreiben möchten, wie er sein Amt ausüben hat. Sie übertreiben leider, dass er ein Recht darauf hat, „Volksnähe“ anders zu gestalten, als wir es bisher gewohnt waren. Die Verfassung, auf die Sie sich als Grundlage berufen, steht ihm dabei in keiner Weise entgegen. Es ist beunruhigend festzustellen, dass nach den Attacken in Sachangelegenheiten auf den

früheren Bundespräsidenten der neue Präsident nun auch noch in Stil- und Formfragen öffentlich angegriffen und belehrt wird. Ich denke, dass es ein Gebot des journalistischen Anstandes gewesen wäre, den Bundespräsidenten, der das höchste Amt im Staate bekleidet, mit solcher das Ansehen schädigenden Kritik zu verschonen. Bei Herrn Wulf bin ich mir allerdings sicher, dass er sich von Ihrem Beitrag nicht beeindrucken lässt und den neuen Weg finden

Der Herausgeber bloggt



Lesen Sie Einschätzungen von Thomas Schmid zu Themen aus Politik, Kultur und Zeitgeschehen unter: schmid.welt.de

wird, den er in seiner Antrittsrede im Bundestag beschrieben hat.

Gotthard Busch, per E-Mail

Es ist für mich nicht verständlich, wieso Sie die Vergabe des Bundesverdienstkreuzes an Jogi Löw gut finden. Der Mann wird sehr gut bezahlt und hat seinen Job gemacht. Warum soll der dafür so geehrt werden? Da gäbe es sicher andere Personen, die eher infrage kämen. Schauen Sie einmal auf die Website des Bundespräsidenten im Gästebuch, wie viele Leute dort bereits einen Eintrag zu diesem unverständlichen Vorschlag gemacht haben.

P. M. Küster, per E-Mail

Wahre und treffende Worte zur rechten Zeit – man ist versucht zu sagen: Wehret den Anfängen... Vielleicht war aber auch eine ihm nahestehende Person der eigentliche Ideengeber für diesen Publicity-Auftritt? Selbst als echter Niedersachse hätte ich es „genialer“ gefunden, wenn der Bundespräsident auf das missglückte WM-Endspiel (vor allem ohne deutsche Beteiligung!) verzichtet

hätte und stattdessen im Kreise der Mannschaft im Riesenvogel der Lufthansa heimgekehrt wäre – wenn schon, denn schon.

Heinrich Molsen, Hannover

Welchen Stil erwarten Sie von einem Mann, der vor ein paar Wochen, damals noch als Ministerpräsident, eine 18-jährige Sängerin (Eurovision-Siegerin) mit einem Blumenstrauß vom Flughafen abholt? Wahrscheinlich wird der Betreffende bald als Schirmherr die 100. Dönerbude in Berlin-Kreuzberg einweihen. Kein Wunder, dass Herr Köhler dieses unwürdige Kasperltheater, welches heute einem sogenannten Bundespräsidenten zugemutet wird, nicht mehr mitmachen wollte. Dieses Amt ist in der heutigen Zeit absolut überflüssig und nur mit horrenden Kosten verbunden.

Hans Mohrmann, Icking

Meinen herzlichen Dank an Thomas Schmid, mit dessen kritischer Betrachtung ich hinsichtlich des Auftritts unseres Bundespräsidenten auf der Pressekonferenz des

DfB völlig übereinstimme. Unabhängig davon, dass meine persönliche Hochachtung dem Bundestrainer und seiner erfrischenden Boygroup gilt, und bei allem Respekt: Alle Herren in diesem Team haben ihren Job sehr gut und mit Freude gemacht und wurden dafür nicht unfürzlich bezahlt, was ihnen von Herzen gegönnt sei! Dass unser neues Staatsoberhaupt daraus aber gleich medienwirksam einen Staatsakt und eine Ordensverteilung inszeniert, halte ich für übertrieben. Es mutet ein wenig an wie in jeder x-beliebigen Firma bei einem Dienstantritt des hochgelobten „Neuen“: sich durch Fishing for Compliments gleich zu Everybody's Darling machen zu wollen. Dies bringt langfristig und nachhaltig in den wenigsten Fällen eine entsprechende Reputation und macht aus einem ehemals guten CDU-Ministerpräsidenten noch lange keinen stilischeren Bundespräsidenten. Auch bei allem Respekt: Hoffentlich wird hier in Zukunft vom präsidentalen Amt nicht allzu viel dem medialen Spektakel geopfert.

Sabine Semprich, Kiel